

REBECCA WESTCOTT

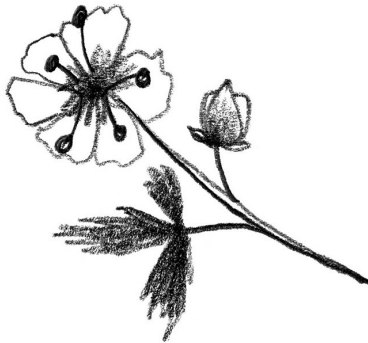
FÜNF
DINGE,
DIE DIR NIEMAND
VERRÄT

(außer Martha)

dtv
DIGITAL



landschaft aus einem Traum^[4]



»Erin!«, ruft Dad von unten und ich überlege, ob ich damit durchkomme, wenn ich ihn einfach überhöre. Ich überlege, wie er reagieren würde, wenn ich mich wie ein kleines Kaninchen unter meiner Bettdecke vergraben und mich weigern würde, jemals wieder aufzutauchen. Dann seufze ich und setze mich aufrecht hin. Er ist sowieso schon sauer auf mich – nicht, dass ich mir was daraus machen würde, aber ich kenne diesen Zustand bei ihm und habe nur eine Chance, vielleicht doch zu Hause bleiben zu dürfen: wenn ich einige Tage lang gute Miene zum bösen Spiel mache. Vielleicht lenkt er ja ein und lässt mich wenigstens ein paar Wochen lang mit Lauren und Nat abhängen, wenn er denkt, dass ich meine Strafe akzeptiere, ohne ein großes Drama daraus zu machen.

Ich ziehe alte Shorts und ein T-Shirt an, nehme meinen Rucksack und kippe alle Schulbücher und mein Federmäppchen aus. Die wenigstens werde ich eine Zeit lang nicht mehr brauchen. Ich packe alles Wesentliche für einen langen, öden Tag ein – meinen iPod Shuffle, ein Buch, meinen Zeichenblock und eine Schachtel mit Stiften. Und auch wenn der Rucksack dann megaschwer wird, lege ich noch zwei von Dads Kunstbüchern aus dem Regal im Wohnzimmer obendrauf. Ich bin immer begeisterter von meinem Kunstprojekt und kann genauso gut daran arbeiten, während ich mich vor den alten Leuten verstecke. Dann gehe ich langsam die Treppe hinunter und stampfe absichtlich bei jeder Stufe fest mit dem Fuß auf, damit Dad auch ja weiß, was er mir antut.

Er wartet schon in der Diele auf mich.

»Hier, trink das und dann komm raus zum Auto«, sagt er und reicht mir ein Glas Saft.

»Und was ist mit meinem Frühstück?«, frage ich ihn fassungslos. Selbst im Gefängnis

würde man mich besser behandeln.

»Ich habe vor mindestens einer halben Stunde hochgerufen, dass du aufstehen sollst«, sagt Dad. »Wenn du hättest frühstücken wollen, hättest du es ja wohl getan. Du kannst unterwegs eine Banane und einen Joghurt essen.«

Mein Selbstmitleid kennt jetzt keine Grenzen mehr. Meine einzige Motivation, morgens aufzustehen, ist der Gedanke an eine heiße, mit Erdbeermarmelade bestrichene Scheibe Toast, die ich auf dem Boden sitzend und an Picasso gekuschelt esse. So habe ich fast immer gefrühstückt, seit Mum fort ist, und da wir inzwischen schon *Tag 53 ohne Mum* haben, hat es sich so eingependelt.

Dad zieht sich die Arbeitsstiefel an und öffnet die Eingangstür.

»Ich hole nur noch schnell ein paar Werkzeuge aus der Garage – und erwarte dich in zwei Minuten am Auto.« Er geht nach draußen und ich schneide eine Grimasse hinter seinem Rücken. Aber es bringt nichts, schmollend rumzustehen. Wenn ich noch etwas frühstücken will, muss ich mich schleunigst darum kümmern. Ich gehe in die Küche und nehme mir eine Banane. Dads Vorschlag mit dem Joghurt ignoriere ich – ich hätte gedacht, er kennt mich inzwischen besser. Ich fand immer schon, dass Joghurt sauer schmeckt – er erinnert mich an Erbrochenes und ich würde ihn nie im Leben zum Frühstück essen.

Ich kann gerade noch checken, ob Dad Picasso gefüttert hat, umarme ihn kurz und erinnere ihn daran, dass er durch die Hundeklappe nach draußen kann, wenn er pinkeln muss. Dann hänge ich mir den Rucksack über die Schulter und verlasse mein gemütliches, friedvolles Zuhause. Ihr alten Leute, ihr endlosen öden Tage – ich komme.

Mein erster Eindruck von Oak Hill ist kein guter. Wir fahren durch ein finster aussehendes, eisernes Tor und biegen auf eine Zufahrt ein. Ich will Dad fragen, wie er mich nur hierher hat mitnehmen können – an diesen unheimlichen, abgelegenen Ort. Wahrscheinlich spukt es hier sogar. *Weißt du, dass das meine Sommerferien sind?*, will ich ihn anschreien, aber dann fällt mir ein, dass ich ja beschlossen habe, aus Protest zu schweigen, weil mir nie jemand zuhört – also sage ich nichts und schaue aus dem Fenster.

Wir fahren meilenweit durch einen Wald mit dunklen, dicht stehenden Bäumen, aber dann sind wir plötzlich da. Oh ja, Oak Hill ist definitiv ein Kandidat für nächtliche Poltergeräusche aller Art. Dad parkt das Auto und ich steige aus, stehe auf dem Kiesweg und sehe hinauf zu dem sich vor mir auftürmenden riesigen Gebäude. Ganz gegen meinen Willen bin ich plötzlich etwas aufgeregt. Vielleicht ist es ja ganz cool, wenn ich im September in der Schule erzählen kann, dass ich den Sommer in einer schaurigen, von Geistern heimgesuchten Villa verbracht habe.

Wir betreten den Empfangsbereich des Pflegeheims und schlagartig ist die gruselige Atmosphäre verschwunden. Ich weiß sofort, dass es mir hier überhaupt nicht gefällt. Das

Haus erinnert mich an meine Schule – alles wirkt irgendwie künstlich. Es fühlt sich gar nicht an wie ein richtiges Zuhause. Bevor Oma Edna starb, habe ich sie oft mit Mum besucht; aber ihr Haus war vollgestopft mit Nippes und allem möglichen Krimskrams. Mit Sachen, die sie im Laufe ihres Lebens gesammelt hatte: Sie erinnerten sie an all die Orte, an denen sie einmal gewesen war, und an alles, was sie früher einmal unternommen hatte. Ich brauchte nur einen der kleinen, etwas kitschigen Gegenstände in die Hand zu nehmen und schon erzählte sie mir eine weitschweifige Geschichte über einen Urlaub in Devon oder einen Jungen, dem sie mal den Hof gemacht hatte. Ich musste immer lachen, wenn sie solche Sachen sagte, und erklärte ihr, dass heutzutage niemand mehr »Hof machen« sagt – aber insgeheim hörte ich ihre Geschichten gern, und sie sah immer so glücklich aus, wenn sie sich an die alten Zeiten erinnerte.

Ich weiß nicht, wie sich die alten Leute, die in diesem Haus leben, überhaupt an irgendwas erinnern können, so kahl und clean und unpersönlich, wie hier alles aussieht. Da haben ihre Erinnerungen doch gar keine Chance.

Dad führt mich einen Gang entlang und in ein großes sonniges Zimmer mit vielen Stühlen und Sofas. Auf einem davon sitzt ein alter Mann vor einem Fernseher, aber ich glaube nicht, dass er sich das Programm ansieht, denn seine Augen sind geschlossen. Kurz frage ich mich, ob er überhaupt noch lebt, aber dann zuckt er leicht und rutscht ein wenig hin und her, und ich merke, dass er nur schläft.

»Da kannst du dich dazusetzen, wenn du magst«, sagt Dad. Ich sehe mir den alten Mann wieder an und schüttele den Kopf. Er könnte sterben, während ich neben ihm sitze. Oder schlimmer noch, aufwachen und mit mir reden wollen.

»Okay.« Dad geht auf eine Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes zu und ich laufe schnell hinter ihm her, um ihn einzuholen. »Dann kannst du mir ja im Garten helfen.«

So war das zwar nicht geplant, aber immer noch besser als der ganze andere Schwachsinn, der sich mir hier bietet. Dad zeigt mir, wo ich meinen Rucksack lassen kann, und drückt mir eine kleine Schaufel in die Hand. Es scheint ihn nicht im Geringsten zu stören, dass ich kein Wort mit ihm gesprochen habe, seit wir aus dem Auto gestiegen sind. Ehrlich gesagt, glaube ich nicht mal, dass es ihm aufgefallen ist.

Er geht mir voran ins Freie und führt mich um das Gebäude herum. Ich bin nicht gerade ein Naturmensch, aber selbst mir fällt auf, wie schön der Park ist.

Dad zeigt auf ein Blumenbeet.

»Das müsste gejätet werden«, sagt er.

Ich sehe ihn wohl etwas ratlos an, denn er lächelt und geht in die Hocke. »Siehst du die ganzen grünen Stängel hier? Die müssen alle raus. Leg sie auf einen Haufen an der Seite und ich schaue dann später wieder nach dir.«

Er fährt mir durchs Haar und geht mit großen Schritten in die entgegengesetzte Richtung

davon. Ich knie mich aufs Gras und betrachte das Blumenbeet. Sieht alles ziemlich grün aus. Ich habe absolut keine Ahnung, was davon er als Unkraut bezeichnet hat.

Die nächsten paar Minuten zupfe ich wahllos irgendwelches Grünzeug aus der Erde und werfe es auf den Rasen. Das ist furchtbar langweilig und mir wird ziemlich warm dabei, obwohl es noch recht früh am Morgen ist. Das Vernünftigste wird sein, damit aufzuhören, bevor ich wirklich Schaden anrichte. Dad wird nämlich total sauer sein, wenn ich statt des Unkrauts seine preisgekrönten Blumen aus der Erde reiße. Vielleicht sollte ich mir lieber den übrigen Park mal etwas genauer ansehen – damit ich ein Gespür für den Ort bekomme, an dem ich den Großteil des Sommers verbringen werde.

Ich stehe auf und wische mir die Erde von den Händen. Meine Knie haben Grasflecken und ich sehe damit aus wie ein kleines Kind. Das ärgert mich und ich stapfe, ohne nach Dad Ausschau zu halten, über die Rasenfläche auf einen der Kieswege zu, die vom Haus wegführen.

Kaum bin ich außer Sichtweite, entspanne ich mich. Ich gehe auf einem kleinen Fußpfad, der sich um Büsche und unter Bäumen entlangwindet. Kein Sonnenlicht dringt durch die Blätter und die Luft fühlt sich hier anders an – als würde mich vielleicht etwas Interessantes erwarten. Ich gehe weiter, bewege mich von einem Schattenbereich zum andern und springe ab und zu über kleine Flecken aus Sonne, deren Strahlen es geschafft haben, sich einen Weg durch die schweren Äste über mir zu bahnen.

Dann stehe ich wieder unter freiem Himmel. Die plötzliche Helligkeit blendet mich und ich brauche einige Sekunden, um zu erkennen, was vor mir liegt. Und als ich wieder richtig sehen kann, begreift auch mein Verstand nicht gleich. Denn was sich vor mir ausbreitet, ist einfach nur perfekt.

Zwischen den Bäumen verborgen liegt eine Lichtung. Da ich weder über irgendwelche Zäune noch Absperrungen geklettert bin, gehört sie offenbar noch zu Oak Hill, scheint aber ein ungenutzter Teil des Parks zu sein. Der Weg endet hier, nur ein Grasstreifen erstreckt sich bis zu einem kleinen Bach, der sich am Ende der Lichtung dahinschlängelt. Auf der anderen Seite des Bachs liegt ein steil ansteigendes Feld, das bis zum Horizont reicht und wie ein verschwiegenes Tal wirkt. Alles wächst und wuchert hier wild und ist übersät mit Butterblumen und seltsamen Pflanzen, die ich noch nie gesehen habe. Ich gehe ein paar Schritte weiter und als ich mich umdrehe, kann ich kaum noch die Stelle ausmachen, an der der Pfad beginnt – diese Lichtung ist uneinsehbar und ich weiß sofort, dass mich hier niemand finden wird.

Plötzlich wallt so etwas wie Abenteuerlust in mir auf und am liebsten würde ich laut lachen. Mein ganz eigenes, geheimes Versteck! Hier kann ich den Sommer verbringen und tun und lassen, was ich will, und keiner kann mich zwingen zuzuhören, mich zu unterhalten oder irgendwelche blödsinnigen Arbeiten zu verrichten. Vor lauter Freude möchte ich laut

rumbrüllen, rennen oder mich im Gras wälzen – und dieses Bedürfnis hatte ich als kleines Mädchen zum letzten Mal! Schade, dass ich inzwischen zu alt dafür bin, denn dieser Ort schreit förmlich nach jemandem, der hier spielen will.

Ich gehe um das hintere Ende der Lichtung herum, spähe durchs Unterholz und vergewissere mich, dass mich hier wirklich niemand sehen kann; dass es so abgeschieden ist, wie ich meine. Dicke Bäume fassen den Grasbereich ein und es ist unmöglich, irgendwas auf der anderen Seite zu erkennen. Als ich auf die Mitte der Lichtung zugehe, steht da plötzlich eine Bank, die von Unkraut – das erkenne sogar ich – überwuchert ist. Ich reiße an den langen Strängen, um die Bank aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, aber die Pflanzen sind schon lange mit ihr verflochten und rühren sich nicht vom Fleck. Ich bräuchte richtiges Gartenwerkzeug, um sie zu entfernen, und weiß auch schon genau, von wem ich es bekommen kann.

Aber dafür ist noch genügend Zeit. Im Moment reicht es mir, im Gras zu hocken, die Knie ans Kinn zu ziehen und auf den Bach vor mir zu blicken. Dieser Ort hier gehört mir.